

G. S. Foster

Das Grauen von Cape De Ville

THRILLER

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle eBooks und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2025 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Coverdesign: Giessel Design
www.giessel-design.de
unter Verwendung mehrerer Bilder von Shutterstock
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-68984-385-4

Für H. P. Lovecraft

*„The oldest and strongest emotion of mankind is fear;
and the oldest and strongest kind of fear is fear of the
unknown.“*

Howard Phillips Lovecraft

**Auszug aus dem Logbuch von James Tucker, dem
letzten Leuchtturmwärter von Cape De Ville**

Freitag, 13. Mai 1927

23:47 Uhr

Ich halte es nicht mehr aus!

Keine Sekunde länger kann und will ich die stickige Luft dieses verfluchten Turms atmen! Wieso bloß habe ich nicht auf meine Kinder gehört? Statt mich stur auf meine Pflichten im Lampenraum zu konzentrieren, hätte ich lieber diesen elendigen Riss schließen sollen. Dann wäre es nie so weit gekommen. Doch für Einsicht ist es zu spät. Für Rettung ist es zu spät ...

Während draußen der Sturm kein Ende findet, spüre ich, wie der Tod seine kalten Klauen nach meiner Familie und mir ausstreckt. Der Turm zehrt an meinen Kräften und saugt mich bis aufs Blut aus. Noch mehr als mein Körper leidet mein Geist. Einfach alles in diesen beengten, gewundenen Mauern raubt mir den Verstand. Was ist wahr? Was ist Einbildung? Ich vermag den Unterschied nicht mehr zu erkennen.

An Isolation und Einsamkeit habe ich mich im Lauf der Jahre als Wärter vieler Leuchttürme entlang der Küste von Massachusetts gewöhnt. Aber was sich in den letzten Tagen und Nächten hier vor den Klippen Cape De Villes abgespielt hat, bringt mein Nervenkostüm stärker ins Wanken als der Orkan diesen Leuchtturm.

Das Grauen ist real! Ja, daran besteht kein Zweifel. Ebenso wie die Stimmen, die meine Familie und mich entzweit haben. Die Stimmen, die mich ... die uns alle in den Wahnsinn treiben.

Er will mich, aber er kriegt mich nicht!

Trauer erfüllt mich bei dem tragischen Gedanken, dass wir nur noch wenige Wochen hätten durchhalten müssen. Dann hätte man die Lampe des Turms elektrifiziert und ich wäre mit meiner Frau und meinen Kindern erlöst worden. Nun muss ich selbst für unsere Erlösung sorgen. Auch wenn das bedeutet, dass ich vor den Augen des Herrn die schlimmste Sünde begehe. Doch die Stimmen lassen mir keine Wahl. Ich muss es tun! Lieber früher als später, bevor ich diesen Gedanken nicht mehr fassen und mein Vorhaben in die Tat umsetzen kann.

Da! Ich höre sie. Sie hämmern wieder gegen die Tür. Die Schläge ihrer Fäuste werden nur von ihrem Schreien, Jammern, Flehen übertönt. Aber ich werde die Tür nicht öffnen. Ich kann es nicht! Darf es nicht ...

Der Herr ist mein Zeuge, und er möge mir verzeihen. Meine Familie möge mir verzeihen. Doch die Stimmen erlauben es mir nicht!

Ich schließe diesen Eintrag mit der Gewissheit, dass meine Schicht als Leuchtturmwärter ebenso vorbei ist wie mein Leben als Ehemann und Vater. Wenn ich ein letztes Mal die steinerne Wendeltreppe beschreite, die sich wie ein gigantischer Korkenzieher direkt in den Abgrund meines Verderbens bohrt, werde ich in aller Augen bloß noch eines sein: ein grausamer Mörder.

Prolog

Skip

Cape De Ville, Massachusetts
Weihnachten 1953

„Das ist einfach nicht fair! Ausgerechnet am Weihnachtsabend. Wer macht denn so was?“

„Willst du Gerechtigkeit? Die ist nur Leuten mit Job und festem Wohnsitz vorbehalten.“

„Solange wir die Drecksarbeit erledigt haben, waren wir gut genug. Und jetzt? Zwanzig Dollar und einen Arschtritt als Lohn. Pah! Nicht mal ein scheiß *Danke* gab es für uns.“

„Du klingst beinahe überrascht. Dabei weißt du doch genau, wie unser Geschäft funktioniert.“

Das sogenannte *Geschäft* der Freunde Skip und Jackson bestand seit einigen Jahren darin, als Tagelöhner durchs Land zu ziehen, nach Arbeit zu suchen und sich ein paar Dollar für eine warme Mahlzeit und ein Bett für die Nacht zu verdienen. Es war ein schmutziges und hartes Geschäft, aber Skip und Jackson hatten ohne Schulabschluss und Ausbildung keine andere Wahl. Obwohl die Volkswirtschaft der Vereinigten Staaten seit Ende des Zweiten Weltkrieges boomte und der Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft in einer hohen Beschäftigungsquote gipfelte, hatten ungelehrte Hilfskräfte einen schweren Stand.

Vor ein paar Jahren hatten Rüstungskonzerne wie Boeing oder Cessna aufgrund der hohen Nachfrage an Flugzeugen jeden Mann eingestellt, der aufrecht am Fließband stehen und Teile zusammennieten konnte. Ganz gleich, ob er zuvor die Schule mit einem Diplom oder – wie in Skips Fall – nach der achten Klasse mit einem Verweis verlassen hatte. Doch seit der Krieg vorbei war, ließen die Flugzeughersteller ihre ungelerten Arbeiter fallen wie die Kampfflugzeuge die Bomben über Deutschland. Deshalb waren Skip und Jackson mit Mitte zwanzig auf der Straße gelandet.

Skips Meinung nach war das Leben als Tagelöhner nicht per se schlecht. Da er stets versuchte, aus jeder Situation etwas Positives zu ziehen, sah er in seinem ungebundenen Dasein die Möglichkeit, spannende Orte zu besuchen und interessante Menschen kennenzulernen. In seinen Augen war es ein Abenteuer, im Sommer nach einem langen Arbeitstag unter dem Sternenhimmel am Fuß eines Baumes zu schlafen und selbst gefangenen Fisch über dem Lagerfeuer zu grillen. Die Schattenseiten des Lebens als Tagelöhner zeigten sich meist erst im Winter – besonders, wenn er so hart war wie in diesem Jahr. Dann war es zu gefährlich, im Freien zu schlafen, und zu mühsam, auf zugefrorenen Seen zum Angeln Löcher ins Eis zu hacken. Im Winter stiegen die Preise für Lebensmittel und Unterkünfte, und weil ihr hart verdientes Geld dann meist kaum ausreichte, gingen nicht selten die im Sommer ersparten Rücklagen drauf.

Weil dieser Winter die Ostküste schon wochenlang fest in der Zange hielt, waren die Freunde inzwischen pleite. Bloß hatte Skip, der zwei Jahre länger als Jackson eine Schulbildung genossen hatte und deswegen ihre Finanzen überwachte, dies seinem Freund noch nicht gebeichtet.

Seit Anfang November lagen die Temperaturen Tag wie Nacht unter dem Gefrierpunkt. Hinzu kamen der beinahe tägliche Schneefall und Stürme, die einem die Flocken über das Gesicht trieben wie Schmirgelpapier. Wer keine Erfrierungen in Kauf nehmen wollte, hielt sich nach Sonnenuntergang nicht länger als nötig im Freien auf.

Skip und Jackson jedoch irrten an diesem Abend schon seit über einer Stunde durch die Straßen des Küstenstädtchens Cape De Ville. Die Kälte hatte bereits die drei Schichten von Skips abgetragener, löchriger Kleidung durchdrungen und war bis in seine Finger- und Zehenspitzen gekrochen.

Skip war nicht unbedingt fromm erzogen worden, fragte sich aber unentwegt, welcher gehässige Gott zwei fleißige Arbeiter gerade an Heiligabend, der Geburtsstunde Jesu Christi, mit dem schwersten Blizzard seit Jahren strafte. Noch unbarmherziger als Gott war der Fischer Edgar Brooks, dessen Boot Skip und Jackson eine Woche lang von früh bis spät repariert, gestrichen und auf Vordermann gebracht hatten. Trotz ihrer guten Arbeit hatte er ihnen nicht einmal erlaubt, eine weitere Nacht im Bootshaus unten am Hafen zu schlafen.

„Brooks' Herz muss noch kälter sein als die heutige Nacht“, sagte Jackson, als könnte er Skips Gedanken lesen. Er schlug den Kragen seines zu engen Pelzmantels hoch, den er von einer Frau in New York City geschenkt bekommen hatte, pustete sich in die Hände, die in zwei verschiedenfarbigen Handschuhen steckten, und schob sie sich dann wieder in die Achselhöhlen. „Und du bist dir sicher, dass wir uns nicht einfach zurück in sein Bootshaus schleichen sollen? Er wird ja kaum die ganze Nacht unten am Hafen Wache ...“

„Das Gewehr, mit dem er uns vorhin den Weg gewiesen hat, macht mir diese Entscheidung relativ einfach“, erklärte Skip und klopfte sich auf die Brust, damit die Schneeschicht herunterfiel, die sich auf seiner Jacke gebildet hatte.

Unerbittlich peitschte der pfeifende Wind die Schneeflocken beinahe waagrecht durch die Straßen. Da Cape De Ville an der Spitze einer vorgelagerten Landzunge an der Küste lag, traf der Wind vom Atlantik ungebremst und unbarmherzig auf die Stadt.

„Und was schlägst du dann vor?“ Jackson rückte sich seine Pelzmütze zurecht. „Lange halten wir das hier draußen nicht mehr aus.“

„Ach, was du nicht sagst“, knurrte Skip und schielte neidisch auf die Mütze, denn er trug nur ein Basecap, das seine Ohren dem Blizzard zum Fraß vorwarf.

Nach ihrem Rauswurf bei Brooks waren sie direkt zur örtlichen Pension gegangen, um ihre hart verdienten zwanzig Dollar in ein warmes Zimmer zu investieren.

Leider war die Herberge wegen der vielen Gäste, die ihre Familienmitglieder in Cape De Ville über die Feiertage besuchten, komplett ausgebucht. Daher waren sie in der letzten Stunde durch ein von Lichterketten und Deko-Weihnachtsmännern bevölkertes Cape De Ville gestreift, hatten an unzähligen festlich verzierten Türen geklopft und um Asyl gebeten. Doch jedes Mal waren sie abgewiesen worden – wenn man ihnen überhaupt die Tür geöffnet hatte. Niemand wollte sich mit zwei Tagelöhnern herumärgern. Nicht einmal am Heiligen Abend.

Sie kamen an einem Garten vorbei, in dem die Schnauze eines Hundes aus einer verschwenderisch großen Hundehütte herausragte. Skip und Jackson blieben kurz stehen und bestaunten die trockene Hütte wie zwei hungrige Tiere ein Stück Fleisch.

„Da würden wir beide sowieso nicht zusammen reinpassen“, sagte Skip und ging seufzend weiter.

Sie schlurften durch den Schnee, den der Wind hinter den Gartenzäunen einer Häuserreihe kniehoch aufgetürmt hatte. Da Skip zwei Köpfe größer war als Jackson, ging er voraus und bahnte ihnen mit ausholenden Bewegungen des Oberkörpers einen Weg durch die Verwehungen. Mit jedem Schritt rieselte Schnee in seine Stiefel, schmolz blitzschnell durch die Wärme seiner Füße und tränkte die gestopften Wollsocken, von denen Skip je zwei an jedem Fuß trug. Eine neuerliche Gänsehaut überkam ihm, gefolgt von einer plötzlichen Müdigkeit und dem Wunsch, sich direkt hier an Ort und Stelle hinzulegen und zu schlafen.

„... klar doch! ... ist es! ... sind gerettet!“ Jacksons Worte gingen in dem Fauchen des Sturms teilweise unter, aber Skip verstand genug, um aus seiner frostigen Lethargie zu erwachen.

Er sah zurück über seine Schulter. „Was hast du denn?“

Jackson verließ den von Skip geebneten Pfad und trat in den Schnee gleich neben ihm. „Ich habe uns soeben das Apartment mit der besten Aussicht in der ganzen Stadt gebucht. Und es ist sogar kostenlos.“ Er deutete geradeaus auf einen Punkt irgendwo im Schneegestöber vor ihnen.

Skip kniff die Augen zusammen, um zu erkennen, was sein Freund meinte. Dann sah er die rote Spitze des Leuchtturms oberhalb von Cape De Ville hinter der Klippe hervorragen.

„Der alte Leuchtturm?!“

„Bingo.“ Jackson zeigte mit dem rechten Daumen nach oben.

Skip schüttelte den Kopf. „Keine Chance, da gehe ich nicht rein!“

„Wieso nicht?“

„Ich ...“ Skip schluckte und suchte nach Worten. Er hatte seine Gründe, diesen Leuchtturm zu meiden, aber die konnte er Jackson unmöglich auf die Nase binden. Denn er wusste, dass sie albern klangen.

„Das ... wäre Einbruch“, schob er als Ausrede vor. „Und wir ... wir sind keine Kriminellen. Das können wir nicht tun.“

Jackson winkte ab. „Bei so einem Blizzard würden wir sicher mildernde Umstände bekommen. Außerdem: Wer soll uns denn erwischen? Solange dieser Sturm tobt, geht eh niemand freiwillig vor die Tür. Und morgen früh sind wir über alle Berge, bevor jemand etwas mitbekommt.“

„Aber ...“, wollte Skip widersprechen, doch ihm fiel kein weiteres Argument ein.

„Gut, dann knobeln wir es aus“, schlug Jackson vor und streckte eine geballte Faust für eine Runde *Schere, Stein, Papier* aus.

„Das ist doch ... Dafür haben wir keine Zeit.“ Skip seufzte.

„Genauso wenig wie für diese ganze Diskussion.“

„Also schön.“ Skip verdrehte die Augen und ballte seine Hand, was ihm bedenklich schwerfiel, da seine Finger steif gefroren waren.

Es wird wirklich Zeit, dass wir ins Warme kommen, dachte er beunruhigt. Aber muss es gerade dieser Leuchtturm sein?

Er war beinahe gewillt, seinem Freund einen Einbruch in eine Garage oder eine Gartenlaube vorzuschlagen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Doch schon schwang Jackson die Faust hin und her, und Skip tat es ihm gleich.

„Schere, ha!“ Jackson lachte und schob seinen gespreizten Zeige- und Mittelfinger über Skips flache Hand. „Beim nächsten Mal hast du sicher wieder mehr Glück. Jetzt lass uns endlich von hier verschwinden.“

Obwohl Jackson fast bis zur Hüfte im Schnee versank, ging er voran. Als er merkte, dass Skip ihm nicht folgte, drehte er sich um. „Ich habe das Spiel gewonnen.“

„Mir ist die Sache einfach nicht geheuer“, brummte Skip und sah ein, dass er seinem Freund die Wahrheit sagen musste. Anders war er nicht aufzuhalten. „Ich ... ich habe allerhand Geschichten über den Leuchtturm gehört.“

Jackson legte den Kopf schief. „Was denn für Geschichten?“

„Na ja ...“ Skip griff mit beiden Händen in den Schnee und formte etwas davon zu einer Kugel. „Während du dich um den Anstrich des Rumpfes gekümmert hast, habe ich doch mit Brooks den Bootsmotor auseinandergenommen. Dabei hat er mir einige Dinge über Cape De Ville erzählt. Unter anderem auch, dass es bei den Bauarbeiten des Leuchtturms zu seltsamen Unfällen gekommen sei. Dass einige der Leuchtturmwärter durchgedreht wären. Und dass der letzte Wärter sogar seine ganze Familie umgebracht haben und jetzt als Geist im Turm herumspuken soll.“

„Aha.“ Jackson schaffte es, zwei Sekunden ernst zu bleiben, bevor er den Kopf in den Nacken warf und laut loslachte. „Scheiße, Mann. Sag mir bitte nicht, dass du ihm diese Geschichten abkaufst? Das ist nur dummes Gerede. Brooks hat dich verarscht.“

„Wieso sollte er das tun?“

„Was weiß denn ich? Vielleicht hast du dich beim Zusammenbau des Motors besonders dumm angestellt.“

„Ich denke ...“

„Weißt du, was ich denke? Dass ich mich lieber irgendwelchen angeblichen Geistern in dem Leuchtturm da drüben stelle, als hier draußen zu erfrieren.“ Skip öffnete den Mund, um erneut zu widersprechen, doch Jackson schnitt ihm mit dem ausgestreckten Zeigefinger das Wort ab. „Pass mal auf. Wir gehen jetzt dort rein, warten diesen Sturm ab und schlagen uns dann nach Süden durch. Ins Warme. Das hätten wir schon im November tun sollen.“

„Hey, wir waren uns einig, dass wir den Job in der Fabrik in Boston bis zum Schluss durchziehen. Immerhin gab es dafür gutes Geld“, verteidigte sich Skip.

„Ja, mag sein. Aber wir waren uns nicht einig, dass wir danach weiter nach Norden ziehen. Das war allein deine Entscheidung, Skip! Und wieso? Weil du bei *Schere, Stein, Papier* gewonnen hattest. Jetzt bin ich der Sieger und entscheide, was wir tun.“ Jackson fuhr herum und kämpfte sich weiter durch den Schnee.

In Jacksons Augen hatten sie Glück. Skip betrachtete es eher als Pech, dass um diese Uhrzeit Ebbe herrschte und sie trockenen Fußes über einen felsigen Weg hinüber zum Leuchtturm gelangten. Dieser lag etwa zweihundert Yards vor der Steilküste und war wegen seiner roten Spitze im Schneesturm gut zu erkennen.

Bevor sie die schmale, senkrecht abfallende Treppe zum Wasser hinabstiegen, die grob in den Fels der Klippe gehauen war, blickte Skip noch einmal wehmütig zurück. Die Häuser und Straßen von Cape De Ville erstrahlten unterhalb von ihnen wie eine festliche Kleinstadt auf einer kitschigen Weihnachtskarte. Der Kontrast zu der einsamen Dunkelheit hier oben auf der Klippe hätte nicht größer sein können.

Skip und Jackson konnten sich kaum auf den Beinen halten, als sie sich an den Abstieg hinunter zum Meer machten. Hier oben biss einem der Wind noch stärker in die Haut und kam Skip viel kälter vor. Durch den Schnee und die vom Wind entfesselte See waren die Felsen nass und glitschig, und Skip rutschte einmal aus und versenkte einen Stiefel im Atlantik. Aber seine Socken und Füße waren bereits so nass und kalt, dass er keinen Unterschied spürte.

„Wir haben doppelt Glück“, stellte Jackson fest, nachdem sie den Leuchtturm auf seinem felsigen Plateau erreicht hatten und eine Treppe betraten, die hinauf zum Turm führte. „Sieh mal da. Die Tür steht offen.“

Tatsächlich schwang die eiserne Eingangstür im Sturm quietschend auf und zu und erweckte den Eindruck, als winkte der Leuchtturm sie zu sich. Als sie näher kamen, erkannten die Freunde, dass die Tür nicht wirklich offen stand. Sie besaß kein Schloss, war allerdings mit einer Eisenkette gesichert, was der Tür einige Bewegungsfreiheit im Wind ermöglichte.

„Da sollten wir doch durchpassen, oder?“

Jackson stellte seinen Rucksack ab und drückte die Tür nach innen, bis die Kette aufs Äußerste gespannt war. Es entstand ein etwa drei Handbreit weiter Spalt, durch den er sich hindurchzwängte. Sofort verschluckte ihn die Dunkelheit hinter der Tür.

„Jackson?“ Skip trat einen Schritt näher an die Tür und reckte den Hals, aber sah nichts als endlose Schwärze durch den Spalt. „Jackson? Alles klar?“

Sein Herz raste, und zum ersten Mal, seit sie von Brooks vor die Tür gesetzt worden waren, fror er nicht mehr. Im Gegenteil – das Adrenalin trieb ihm tatsächlich den Schweiß aus den Poren.

„Gib mir unsere Taschen, dann kannst du nachkommen.“

Jacksons Gesicht erschien hinter der Kette. Er steckte eine Hand durch den Spalt, woraufhin Skip ihm nacheinander ihre beiden Rucksäcke gab. Da sie stets mit leichtem Gepäck reisten und über wenig Besitz verfügten, waren die Taschen nicht allzu voll und sie konnten sie zusammenknautschen, damit sie besser hindurchpassten. Nicht ganz so leicht ging es bei Skip, der nicht nur größer, sondern auch breiter war als Jackson und sich beim Betreten des Leuchtturms den Rücken am Türrahmen aufkratzte.

„Au! Shit.“

„Pass doch auf.“

„Was glaubst du, was ich hier mache?!“ Skip biss die Zähne zusammen, rutschte unsanft das letzte Stück hindurch und landete vor Jackson auf den Knien.

„Na also. Ging doch leichter als gedacht“, sagte dieser und half Skip hoch.

„Ja, ein Kinderspiel.“ Kaum war Skip auf den Beinen, öffnete er seine Jacke, denn obwohl es überall im Leuchtturm piff und fauchte, war es hier drinnen überraschend warm.

„Ganz schön kuschelig“, stellte auch Jackson fest, setzte sich die Mütze ab und zog seine Handschuhe aus, bevor er aus seinem Rucksack eine Taschenlampe herausholte. „Es kommt uns sicher so warm vor, weil wir ewig draußen in der Eiseskälte ausgeharrt und uns daran gewöhnt haben.“

„Hm.“ Skip deutete auf Jacksons Schultern. „Und wieso schmilzt dann schon der Schnee auf deinem Mantel? Oder willst du mir sagen, dass du so stark schwitzt?“

Jackson untersuchte im Schein der Taschenlampe den sekundlich weniger werdenden Schnee auf seiner Kleidung und zuckte mit den Schultern. „Lieber zu warm als zu kalt.“ Er drehte sich einmal um die eigene Achse und suchte den Raum mit der Taschenlampe ab. „Ah, da haben wir die Treppe.“ Er erklimmte die ersten ausgetretenen Stufen einer gewundenen Steintreppe.

„Wo willst du denn hin?“, rief Skip ihm nach.

„Na, uns einen Schlafplatz suchen.“

„Dort oben?“

„Glaubst du, ich schlafe gleich neben der offen stehenden Tür wie ein räudiger Hund? Vielleicht finden wir in den oberen Etagen ein Bett oder ein paar Decken

oder so. Außerdem riecht es hier unten irgendwie komisch.“

Skip atmete durch die Nase ein und bemerkte tatsächlich einen fauligen Gestank.

Fehlt noch, dass wir hier irgendein totes Tier finden, dachte er und fühlte sich mit jeder Sekunde unbehaglicher.

„Pass auf den Riss dort im Boden auf. Nicht dass du noch darüber stolperst.“

Kurz bevor Jackson um die Biegung der Wendeltreppe verschwand und mit ihm die einzige Lichtquelle, sah Skip direkt vor seinen Füßen einen handbreiten Spalt, der den runden Betonboden zur Hälfte durchzog. Er machte einen Schritt darüber und folgte seinem Freund widerwillig die Treppe hinauf.

Je höher sie im Turm kamen, desto lauter wurde das Tosen des Windes, der durch die undichten Fenster und Risse in den Wänden strömte und schaurige Geräusche erzeugte. Mal klang es wie das verstohlene Flüstern zweier Personen, mal wie das Heulen eines Wolfes. Nichts davon steigerte Skips Lust, die Stufen weiter zu erklimmen. Aber da er nicht mitten auf der Treppe im Dunkeln zurückbleiben wollte, musste er in Jacksons Nähe bleiben.

Als sie den Raum auf der nächsten Etage erreichten, fiel Skip auf, dass die Luft hier oben viel klarer und frischer wirkte. Natürlich roch es in dem gesamten Leuchtturm modrig und nach Schimmel, doch der faulige Gestank war fast verschwunden. Dafür war es hier

oben allerdings wieder kühler, denn kleine Wölkchen bildeten sich vor Skips und Jacksons Mündern, wenn sie ausatmeten.

„Du willst aber nicht ganz nach oben, oder?“, fragte Skip.

Selbst hier in der ersten Etage war schon deutlich zu spüren, wie der gesamte Turm durch den Blizzard bebt und schwankte. Skip befürchtete, dass die Mauern, die laut Mr. Brooks' Erzählung im Jahr 1890 hochgezogen worden waren, nach dem jahrzehntelangen Kampf gegen Gezeiten und Elemente gerade heute Nacht aufgeben und zusammenbrechen würden. Trotz alledem beunruhigte ihn dieser Gedanke weniger als Brooks' andere Geschichten, die in seinem Kopf herumspukten.

„Gut, dann hauen wir uns eben hier hin.“ Jackson deutete mit der Taschenlampe auf eine Stelle direkt unter einem der schmalen Fenster. „Dort dürfte es wohl windgeschützt sein. Ein Bett oder so sehe ich hier leider nicht.“ Er ließ seinen Rucksack von der Schulter gleiten und gab ihn Skip. „Hier, schüttele doch schon mal mein Kopfkissen auf, Darling.“

„Und was machst du derweil?“

„Ich muss pissen.“

„Aber bitte nicht hier.“

„Keine Sorge. Ich verschwinde noch mal vor die Tür.“

„Mit der Taschenlampe?“ Skip schluckte bei der Aussicht, hier oben allein in der Finsternis zurückzubleiben.

„Nein, nein. Ich will die Treppe im Dunkeln hinunterstolpern und mir auf gut Glück auf die Schuhe pissen. Natürlich nehme ich die Lampe mit! Setz dich einfach hin und halt die Füße still.“

„Warte! Du kannst mich doch nicht einfach hier ...“

Ehe Skip seinen Protest ausformulieren konnte, war Jackson schon die Treppe hinunter verschwunden. Das Licht der Taschenlampe ging mit ihm.

Bevor die Finsternis ihn verschluckte, huschte Skip schnell hinüber zu der Wand, warf die Rucksäcke zu Boden und ließ sich daneben im Schneidersitz nieder. Der aus Beton gegossene Untergrund war eiskalt, weshalb Skip seinen Hintern hob und seinen Rucksack darunter schob.

Unten an der Tür rasselte die Kette, als sich Jackson nach draußen zwang. Dann kehrte Stille ein.

Erschöpft von der langen Arbeit an Brooks' Boot, dem Marsch durch den Schnee und begünstigt durch die Dunkelheit im Leuchtturm, fielen Skip die Augen zu. Er wachte erst wieder auf, weil es einen lauten Schrei gab und der Leuchtturm zu beben schien. Erschrocken fuhr er mit dem Rücken an der Wand hoch und hielt sich schützend seinen Rucksack vor die Brust. Wie Espenlaub zitternd stand er reglos da und lauschte in die Dunkelheit, hörte jedoch nichts außer den Sturm draußen vor der Küste.

„Jackson?“, fragte er, aber erhielt keine Antwort.

Wie lange war Skip eingekickt gewesen? Hätte sein Freund nicht längst zurück sein müssen?

„Ist alles klar bei dir?“, rief er in die Dunkelheit hinein.

Noch immer keine Antwort. Auch keine Schritte. Nichts.

„Scheiße!“, fluchte Skip leise. Jede Faser seines Körpers sträubte sich dagegen, sich von diesem Ort wegzubewegen, doch er musste nach Jackson sehen.

Den Rucksack wie einen Schutzschild vor sich haltend, setzte er einen Fuß vor den anderen und rutschte Stück für Stück über den Boden, bis er glaubte, die Wendeltreppe erreicht zu haben. Oder waren es doch drei Schritte mehr? Was, wenn er einen Fuß ins Leere setzte, fiel und sich das Genick brach?

Bevor er überlegte, dieses Risiko einzugehen, hörte er einen erneuten Schrei, der ihm so durch Mark und Bein ging, dass er seinen Rucksack erschrocken fallen ließ. Bis eben hatte Skip geglaubt und gehofft, dass Jackson ihm einen Streich spielte und in der Dunkelheit erschrecken wollte. Aber als er seinen Freund jetzt unten jammern und um Hilfe winseln hörte, begriff Skip, dass das hier kein Scherz war. Jackson steckte in Schwierigkeiten.

„Halte durch, Kumpel! Ich komme“, rief Skip. Er klang nicht allzu selbstsicher, hoffte allerdings, dass seine Worte bereits ausreichen würden, um einen Angreifer in die Flucht zu jagen.

Was, wenn der Turm noch jemand anderem als Unterschlupfdient?, fragte er sich, streckte sein Bein aus und ertastete mit der Schuhspitze die oberste Stufe.

Er setzte seinen Fuß darauf und suchte sich mit dem anderen Bein die zweite Stufe. Auf diese Weise bewegte er sich zögerlich die Treppe hinunter, bis plötzlich der Lichtschein der Taschenlampe hinter einer Biegung auftauchte. Da Skip jetzt die Umriss der Treppe vor sich sah, wurde er schneller und nahm die Stufen beinahe im Eiltempo, bis er seinen Freund entdeckte. Dessen Winseln war verstummt. Dafür entfuhr nun Skips Kehle ein langer, schriller Schrei, entstanden aus nackter Panik.

Niemand in Cape De Ville hörte den Todeskampf der beiden Freunde im Leuchtturm. Der Blizzard verschluckte ihr verzweifeltes Flehen im Angesicht des grauenvollen Todes.

TEIL EINS

1. Die Gestalt

Cape De Ville, Massachusetts

Vor ein paar Jahren

Der dunkelblaue Van bahnte sich langsam seinen Weg hinauf zum Aussichtspunkt von *Candle Tommy*.

Obwohl der Leuchtturm seit dem Jahr 1948 außer Betrieb war, hatte sich sein inoffizieller Name bis heute gehalten. Zumindest bei den Einheimischen. Diese wisperten ihn allerdings bloß hinter vorgehaltener Hand und mieden ihn ebenso wie den Aussichtspunkt oben am Rand der Steilküste.

Auch Touristen oder Leute von außerhalb verirrten sich nicht hierher. Jedoch nicht aus Angst, sondern weil es entlang der Küste von Neuengland schönere, weitaus bekanntere und leichter zu erreichende Leuchttürme gab, die eine bessere Sicht auf den Atlantik boten als das Fleckchen Erde oberhalb von Cape De Ville.

Deswegen kümmerte sich niemand um die gescho-
torte Zuwegung hinauf zum Aussichtspunkt. Deswegen störte es niemanden, dass überall auf dem Weg Unkraut wucherte. Und deswegen scherte sich niemand um die Spurrinnen und Löcher, die der Regen im Lauf der Jahre hinterlassen hatte.

Nur eine Gestalt verschlug es regelmäßig hierher. Sie saß hinter dem Steuer des Vans und fuhr ihn mit einer Hand, während sie die Finger der anderen im Mund

hatte und sich die bereits schmerzhaft kurzen Nägel weiter abkaute.

Obwohl sich der Van durch seine dunkle Farbe und die schwarz lackierten Felgen perfekt in das Dunkel der Nacht einfügte und gut getarnt war, ging die Gestalt wie immer auf Nummer sicher und verzichtete darauf, die Scheinwerfer anzuschalten. Auch ließ sie das Radio aus, damit das Display im Armaturenbrett nicht leuchtete. Jede Form von Licht war verräterisch und zu riskant. Gerade in einem verschlafenen Städtchen wie Cape De Ville fiel ein Auto mitten in der Nacht auf. Und nachdem die Gestalt erst vor Kurzem beinahe erwischt worden war, agierte sie heute umso vorsichtiger.

Im Rückspiegel sah sie die Straßenlaternen des Küstenstädtchens leuchten, und hinter einigen Fenstern von so manchem Haus brannte noch Licht. Der Gestalt wäre es am liebsten gewesen, wenn der ganze Ort bereits tief und fest geschlafen hätte, damit sie ihre Arbeit ohne jegliches Risiko erledigen konnte. Aber das war jedes Mal pures Wunschdenken. Wenn man einem anderen Menschen das Leben nahm – dazu noch auf diese schreckliche Art und Weise –, gab es eben immer ein gewisses Risiko, dem man sich nicht erwehren konnte.

Obwohl die Gestalt langsam fuhr, nahe ans Lenkrad gerückt war und den Weg vor sich so gut wie nie aus den Augen ließ, tauchte das Ende der Steilküste vor ihr wie aus dem Nichts auf.

„Ah, Shit!“, fluchte sie, ging vom Gaspedal und trat gleichzeitig die Bremse bis zum Anschlag durch.

Die Gestalt war diesen Weg im Lauf der Jahre schon zimal gekommen – viel zu oft für ihren Geschmack –, trotzdem überraschte sie das abrupte Ende des Schotterweges jedes Mal aufs Neue.

Allein die weiße schäumende Brandung tief unten zwischen den Klippen verriet der Gestalt, dass sie ihr Ziel erreicht hatte. Sie stellte den Motor ab, blieb allerdings noch zwei Minuten sitzen und behielt in dieser Zeit die Stadt im Rückspiegel genau im Auge. Sie hoffte, dass niemand unten in Cape De Ville zufällig aus dem Fenster geschaut und die kurz aufflammenden Bremslichter entdeckt hatte.

Erst als noch zwei weitere Minuten vergangen waren und keiner auf den Straßen des Küstenstädtchens auftauchte, rührte sich die Gestalt. Sie öffnete die Tür, rutschte vom Sitz und huschte zur seitlichen Schiebetür, die sie leise aufzog. Der Schotter des verwaisten Aussichtspunktes knirschte unter ihren Füßen wie Scherben von zerbrochenem Glas.

Sie beugte sich ins Innere des Vans, packte mit beiden Händen das mit Klebeband geschnürte Bündel und zog es heraus. Ein Stöhnen entfuhr der mit Panzertape gefesselten und geknebelten Person, als sie unsanft auf den Schotterweg knallte.

Die Gestalt schloss die Schiebetür mit beiden Händen vorsichtig und leise, damit das Geräusch nicht vom Wind nach Cape De Ville getragen wurde. Sie packte ihr Opfer an den Füßen und zog es hinüber zu der Treppe, die vom Aussichtspunkt die Klippe hin-

unter zum Leuchtturm führte. Die dabei entstehenden Schleifspuren im Schotter würden womöglich nie jemandem auffallen, aber auch hier ging die Gestalt lieber auf Nummer sicher und würde sie nachher auf dem Rückweg zum Van mit den Füßen verwischen.

Wie immer ignorierte sie die rostige Metallkette mit dem daran baumelnden, verblassten Warnschild, das die nicht vorhandenen Besucher davon abhalten sollte, einen Fuß auf die in Stein geschlagene Treppe zu setzen. Die Gestalt bückte sich darunter hindurch und zog ihr menschliches Bündel über den Erdboden hinter sich her.

Als sie ihre ersten Opfer hierhergebracht hatte – das lag so lange zurück, dass ihr diese Taten wie verschwommene Albträume vorkamen –, hatte die Gestalt sie stets behutsam die Treppe hinuntergeführt; darauf bedacht, sie nicht zu verletzen. Doch inzwischen ließ sie schon ab dem Moment, in dem sie ein neues Opfer überwältigte, keine Vorsicht mehr walten. Früher hatte sie sich ausgeklügelte Methoden und Wege einfallen lassen, um sich ihrer zu bemächtigen. Heute jedoch ging sie teilweise sehr grobschlächtig, fast primitiv vor.

Warum auch nicht? Wen immer sie die Treppe hinunterbrachte, würde sie nie wieder hinaufsteigen. Alle ihre Opfer fanden dort unten im Leuchtturm ihr Ende. Wieso sollte sie sich also abmühen, sie kurz vor ihrem Tod in Watte zu packen?

Die Gestalt stieg die ersten drei Stufen hinab und zog das Bündel nach. Der Kopf des Opfers schleifte über

die ausgetretenen, brüchigen Kanten der Treppe. Wieder drei Stufen; wieder zog sie das Bündel hinter sich her.

An der ersten Biegung der Treppe, die in Zickzackform in den Felsen gehauen worden war, gönnte sie sich eine kurze Verschnaufpause, streckte den Rücken durch, bis es in ihrer Wirbelsäule knackte, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dieser Weg war bedeutend leichter zu beschreiten gewesen, als sie noch tote Tiere und betäubte Kinder hergebracht hatte.

Tja, die guten alten Zeiten, dachte die Gestalt, und ein dünnes Lächeln umspielte ihre Lippen.

Doch diese Zeiten waren lange vorbei. Heute reichte das als Beute nicht mehr aus.

Sie bückte sich, umfasste wieder die Fußgelenke ihres Opfers und stieg weiter hinunter Richtung Meer. Es war jedes Mal ungeheuer mühsam, einen bewussten, erwachsenen, menschlichen Körper zu bewegen. Selbst wenn man ihn nur wie einen Sack voller Gartenabfälle hinter sich herzog.

Wieder drei Stufen; wieder zog sie das Bündel nach.

Da sie auf halber Strecke spürte, dass ihr schon die Kräfte schwanden, wurde sie etwas schneller. Und ungehaltener. Sie verfluchte die gefesselte und geknebelte Person, als hätte sie darum gebeten, dass man sie diesen beschwerlichen Weg hinunterschleppte.

Schnaufend und stöhnend nahm die Gestalt die Stufen jetzt im Vorwärtsgang und zog gleichzeitig das Bündel hinter sich her. Der Schädel des Opfers rutschte